

Pfad: [Startseite](#) > [Ehe und Familie](#)

Bernd Wannewetsch, Von Wert und Würde der Familie

Jenets als Würde Idealisierung ist und bleibt die Würde der Familie, daß Jenetswert Wert ist und es keine Gründe der Familie ersetzbar.

Bernd Wannewetsch, Dr. Dr. habil., M.A., Privatdozent für Systematische Theologie, Public Relations Lecturer in Ethics, Universität Oxford; zahlreiche Publikationen, u.a. Mithrasausgeber der Reihe "Ethik im Diskurs", Münster, Hamburg, London.

- [1. Die neue „Lust auf Familie“ und ihre Hintergründe im Werte-Denken](#)
- [2. Ein eigenes Ja](#)
- [3. Die Würde der Familie als elementare Lebensform](#)
- [4. Die Würde der Familie als Tradierungsgemeinschaft](#)
- [5. Die Würde der Familie als Heiligungsmittel](#)

Thesen: [\[1\]](#) [\[2\]](#) [\[3\]](#) [\[4\]](#) [\[5\]](#) [\[6\]](#) [\[7\]](#) [\[8\]](#)

1: Die neue „Lust auf Familie“ und ihre Hintergründe im Werte-Denken

Es ist schon erstaunlich: Alle sind für die Familie, und doch geht es ihr immer schlechter. Passé sind längst jene kulturkämpferischen Töne aus den späten sechziger Jahren, in denen „die Familie“ als „Kulturkämpfer“ gegen die „Kulturkritik“ und „Kulturkritik“ gegen die „Kulturkämpfer“ propagiert wurden. „Pro familia“ sind heute irgendwie alle. Liest man die Parteiprogramme von schwarz bis grün findet sich an diesem Punkt große Übereinstimmung: Familie ist wertvoll, heißt es überall, sie braucht Unterstützung und eigentlich bräutet sich auch mehr davon, als sie bislang hat.

Auch die Forderungskataloge ähneln sich in bemerkenswertem Umfang. Angela Merkel (CDU) will die Öffentlichkeit bis ins Detail mit Familie versorgt haben und stellt ihre neuen familienpolitischen Leitlinien werbewirksam unter dieses Motto. Wenn wir uns freilich mit der ja auch christlich gebotenen Nüchternheit fragen, woher diese neue „Lust auf Familie“ denn stammt, läßt sich ein Verdacht nicht so leicht unterdrücken, den ich in folgende These fassen möchte:

These 1: Die neue Betonung des „Wertes“ der Familie in der Gesellschaft ist bisher nicht nur weitgehend folgenlos geblieben. Sie verdankt sich möglicherweise dem gleichen Denken, das die Familien seit Jahren in die soziale Schiefelage gebracht hat: einem vorwiegend an Leistung orientierten Denken und Handeln, wobei die Familie zuerst ausgezehrt hat und nun, da das Sozialgefüge der Gesellschaft immer weniger funktioniert, deren „Wert“ wiederentdeckt.

Die neue Wertschätzung der Familie ist wohl weniger durch die bestehende soziale Ungerechtigkeit gegenüber den Familien veranlaßt. Was das Bundesverfassungsgericht vor einigen Jahren ausdrücklich angemahnt hat, ist ein seit langem bestehender und bewußter Prozeß, wonach der Lebensstandard von Familien gegenüber dem der Alleinerziehenden seit 1965 kontinuierlich nach unten gegangen ist.

Nein, die neue Wertschätzung der Familie verdankt sich offenbar einem ganz simplen Sachverhalt: Die Rechnung geht nicht mehr auf. Unübersehbar ist mittlerweile geworden, daß bei abnehmender familiärer Lebensweise und Kinderzahl die Subsidiarität des Staates ab der GE führt zu einem Zustand, wonach explodierende Kosten im Gesundheitswesen, im Erziehungs- und Sozialfürsorgebereich zeugen.

Wir haben offenbar in der Verfolgung gängiger gesellschaftlicher Leitbilder so lange auf Kosten der Familie und ihrer Leistung diese Ressource sich immer mehr erschöpft. Nun, da die Rechnung nicht mehr aufzugehen droht, entdecken wir ihren „Wert“ wieder. Die Frage für uns evangelische Christen lautet nun freilich: Wollen wir in den Chor der Stimmen einfallen, die in diesem Sinn den Wert der Familie preisgeben? Ich rate zur Vorsicht.

[Seitenanfang](#)

2. Ein eigenes Ja

Wenn wir als evangelische Kirche nicht lediglich als Trittbrettfahrer dieses heiligen Wertebewußtseins auftreten wollen und die üblichen Forderungskataloge zur „Stärkung der Familie“ nicht einfach mit religiöser Lackierung versehen, wenn wir vielmehr ein eigenes und qualifiziertes Ja zur Familie sprechen wollen, wie könnte dieses aussehen? Ich denke, dazu müssen wir die üblichen Erkenntnisziele auf eine Alternative zu jenem funktionalen Wert-Modell befragen. Diese Alternative muß anders begründet sein als die ewige Sorge der Konservativen um den Werteverfall und anders begründet als durch die Sorge vor Liberalen vor dem Funktionsversagen des Systems.

Nun möchte ich vorschlagen, die Alternative zum Wertemodell mit dem Stichwort von der „Würde“ der Familie ins Auge zu fassen. Ich kann hier an den Vorschlag zum Wort der Synode anknüpfen, wo diese Vorstellung ausdrücklich aufgenommen wurde. Wollen wir erkunden, wie die Würde der Familie theologisch verstanden werden kann, dann können wir freilich nicht einfach einen biblisch-theologischen „Befund“ sicherstellen, von dem aus ein Katalog von Forderungen abgeleitet werden kann. Wir müssen vielmehr den Blick verschieben. Vielmehr kommt es darauf an, neu auf die Quellen unseres Glaubens zu achten und im Lichte eines so gewonnenen Verständnisses von der Würde der Familie dann in den Blick zu fassen, wie und wo diese Eigenwürde in der gesellschaftlichen und kirchlichen Wirklichkeit geachtet ist und wie ihr anderserseits positiv entgegengetreten werden kann. Ansatzweise möchte ich das im Folgenden versuchen.

Zunächst aber will ich noch deutlicher sagen, welchen Unterschied es macht, ob wir vom Wert oder von der Würde der Familie sprechen.

These 2: Während der „Wert“ der Familie von ihren verschiedenen Leistungen („Angebot“) her bemessen wird und von dem her, in diese Leistungen in der jeweiligen gesellschaftlichen Situation in Konjunktur stehen („Nachfrage“), bedeutet die Zuschreibung einer Würde die Achtung vor einer Lebensform, die in sich selbst als gut und sinnvoll (an-kernt) wird und ihre Daseinsberechtigung nicht erst von ihrer Funktionalität her rechtfertigen muß.

Die Unterscheidung von Wert und Würde ist besonders von Immanuel Kant eingepreßt worden. Dabei geht er vom „Wert“ als einer prinzipiell ökonomischen Kategorie aus. Einen Wert hat, was gerade in Konjunktur steht. „Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes gesetzt werden, was dagegen aber allen Preis erhaben ist, mithin kein Äquivalent hat, das hat eine Würde.“ Kurz gesagt: Was einen Wert hat, ist eine Ware, jede Ware hat ihren Preis, und der Preiswert macht jede Ware grundsätzlich austauschbar. Denn der Nutzen, den man sich mit ihr einhandeln möchte, kann ja je nachdem auch anderswo erreicht werden.

Auf die Familie gemünzt, heißt dies dann: Während der Wert der Familie in der Wahrung ihres Nutzens angegeben wird, in dem also, was sie „bietet“, was sie „bringt“ - sei es dem Einzelnen oder der Gesellschaft insgesamt -, ist mit der „Würde“ gemeint, daß sie sich hier um eine Lebensform handelt, die gewissermaßen ihren „Wert“ in sich selbst hat: unvergleichlich, konkurrenzlos, unersetzbar. Mit seiner Beschreibung des Wert-Modells hat Kant einen Mechanismus angedeutet, den Karl Marx und Friedrich Engels in ihrer unüberhörten Analyse der kapitalistischen Gesellschaft weiter konturiert haben.

Sie haben den Blick dafür geschärft, daß die Würde der Familie keineswegs unantastbar ist. Immer ist sie überfällig in der Gesellschaft geachtet. Die christliche Botschaft von der „heiligen Familie“ werden die tatsächlichen Lebensbedingungen dieser Lebensform unterhöhlt, wenn die Logik der modernen Produktionsverhältnisse auch in die Reproduktionsverhältnisse einzieht.

Zwar bietet die Familie aufgrund ihrer besonderen durch emotionale Bindungen strukturierten Lebensweise einen gewissen natürlichen Widerhalt gegen die Alleinerrschaft des Nutzendenkens.

Andererseits wird sie durch die gesellschaftlichen und insbesondere die ökonomischen Bedingungen unter Druck gesetzt. In der Konkurrenz der Familienbildung wird die familienfeindlichen Forderungen nach beruflicher Mobilität ablesen läßt. Zudem zieht sich das Zweck- und Nutzendenken auch in die innere Lebenslogik der Familien hinein. In einer Marktgesellschaft werden die Beziehungen selbst marktformig: wenn etwa der Nachwuchs als „Produkt“ eines Erziehungswertes an Erfahrung gesehen wird, wenn Kinder gegen ihre Eltern auf Unterhalt klagen, oder wenn die Unterstützung für die alten Eltern von erbrechtlichen Vereinbarungen abhängig gemacht wird, und so fort.

In Klammern sei hier angemerkt, daß der Vorschlag der Erklärung der Landessynode diesen Zusammenhang der Gestaltung der Familie durch die herrschenden Kräfte (des Marktes und des Lebens) weitgehend abblendet und statt dessen lediglich aber doch etwas idyllisch durchgehend davon redet, wie und was die Familie ihrerseits alles „gestaltet“. So sehr dieser Aspekt - die eigene Kraft dieser Lebensform - im Sinne ihrer Würde in der Tat Beachtung verdient, so wenig sollte doch andererseits verborgen bleiben, wie sehr die fortschreitende Kapitalisierung der Familie zersetzt und ihre Würde in gewissem Umfang geradezu von der Zersetzung der Familie lebt.

Schließlich geht es ja auch um den Verkauf von Dienstleistungen, welche die Familien sonst abdecken, bis hin zum Verkauf von Ersatzmitteln für die elterliche Präsenz. Und muß eine auf ständigem Wachstum basierende Ökonomie nicht geradezu notwendig daran interessiert sein, eine „Heerschar jünger Konsumenten heranzubilden, die mangelnde familiäre Zuwendung durch exzessiven Konsum kompensieren?“

Die Anfrage sei erlaubt: Kann sich die theologische Aufgabe darauf beschränken, die Kräfte der Familien zu stärken und diese Kräfte ausdrücklich aufzuheben und zu bewahren in den Blick kommen, die sie unterhöhlt? Kann es hinreichen, mit allerlei Forderungen nach einer Stärkung der Familie an die Öffentlichkeit zu treten, ohne sich darüber Gedanken zu machen, wie weitere taktische Schwächung mit den Ideologien zusammenhängt, die wir ausüben?

[Seitenanfang](#)

3. Die Würde der Familie als elementare Lebensform

Wenn sich Christen nun nicht mit einem solchen Werte-Modell begnügen können: Wie läßt sich theologisch plausibel machen, daß die Familie eine Lebensform eigener Würde ist, die als solche „gut“, und sich nicht erst durch ihre Leistungen nach innen (Was bieten mir meine Eltern? Was nutzen mir meine Kinder?) oder außen (Gesellschaftlichen Nutzen) in ihrer Existenz rechtfertigen muß?

These 3: In der Sprache der theologischen Tradition ist die Würde der Familie mit der Vorstellung ausgedrückt worden, daß diese Lebensform (wie die Ehe, sowie das politische, wirtschaftliche und religiöse Leben) dem Willen des Schöpfers selbst entstammt und nicht einfach als menschliche Erfindung gelten kann, die dem Gesetz des „gesellschaftlichen Wandels“ folgend auch durch Äquivalente ersetzt werden könnte.

Mit Hilfe welcher Begriffe man diese Vorstellung in der theologischen Tradition auch immer formuliert hat, der theologische Witz liegt jeweils darin, daß die Familie nicht als Menschenwerk, sondern von Gottes eigenem Willen und seinem Wirken her verstanden wird. Während die Traditionen der Neuzeit in der Traditionen von Hobbes, Locke oder Rousseau davon ausgehen, daß der Mensch, als Individuum geschaffen, sich selbst die Form seines Zusammenlebens schafft, bezeugt die Schrift, daß die Schöpfung auch in sozialer Hinsicht kein „Chaos“, sondern ein „Kosmos“ ist: daß Gott also auch die Kinder für den menschlichen Zusammenhalt als Gemeinschaften in die Welt gesetzt hat, wie sie gelebt werden kann. Denken wir an die Schöpfungsgeschichte, wo Gott Mann und Frau nicht nur jeweils für sich schafft, sie nicht nur füreinander bestimmt, sondern sie auch einander zuführt (Gen 2, 22), d. h. auch ihre Gemeinschaften in die Welt setzt und im Nachwuchszeug (Gen 1, 28) auf die Erweiterung zur Familie hin anregt.

Hier findet sich ein theologischer Einwurf gegen die Unterstellung der Familie unter die Konjunktur und „Tyrannie der Werte“. Denn als eine dem Schöpferwillen selbst entsprechende Lebensform ist die Familie nicht disponibel, weil sie ist ja nicht dem Urheberrecht des Menschen entstammt.

Wo dieser geschöpfliche Ursprung hingegen bestritten wird, wie das in den Sozialtheorien der Moderne üblich geworden ist, liegt es nur allzu nahe, die Familie aktuell demselben Denken zu unterwerfen, das schon bei ihrer vorläufigen Erfindung durch die Menschen Pate gestanden hat: den sozialen Nützlichkeitsbegründungen eben.

Luther hat den theologischen Bezug in der Vorstellung aufgenommen, daß es sich bei den elementaren Lebensformen wie der Familie um „Mitgeschöpfe“ handelt: um soziale Lebensformen, die Gott zusammen mit dem Menschen geschaffen hat. Nun ist diese theologische Vorstellung freilich mitgeschieden und auch mißbraucht worden, wie etwa zur ideologischen Überhöhung fragwürdiger Institutionen wie der Männlichkeit oder gar solcher Ideen wie der vom gottergebenen Recht eines Volkes auf rassische Homogenität etc.

Mit der berechtigten Kritik an solchem Mißbrauch hat freilich das Verstehen dessen nicht Schritt gehalten, was mit der Rede von sozialen Lebensformen als „Mit-Geschöpfen“ in der Tradition überhaupt gemeint ist. Was jedenfalls Luther damit nicht gemeint hat, wie es Erstes und Zweites der Großen Katechismus in der Tradition seit 19. Jahrhundert auf verhängnisvolle Weise akzentuiert wurde, ist, daß es zeitlose Ordnungen gebe, die gewissermaßen über den Menschen schweben, und in welche die Menschen hineingezwangt werden müßten.

Dies würde ja eben voraussetzen, daß die Ordnungen vor und unabhängig von den Menschen existieren und eben nicht „Kon-Kreaturen“, Mit-Geschöpfe des Menschen sind. Die selbständige Würde der Familie, wie sie hier eben gemeint ist, ist also elementare Lebensform zu betrachten, besagt auch nicht, daß nun etwa alle Menschen eine Familie gründen müßten, um ein christliches Leben zu führen. Das wäre ja schon angesichts der Ethisigkeit Jesu und der ganzen klösterlichen Tradition absurd.

Was eine solche Vorstellung verlangt, ist zunächst lediglich die Anerkennung der Tatsache, daß wir uns als gebürtliche Bewohner - als Kinder unserer Eltern, bereits innerhalb der familiären Lebensform vorfinden, bevor wir uns dann daran machen, diese zu gestalten oder eine eigene Familie zu gründen.

Dies ist keineswegs eine Banalität ohne Folgen. Wollen wir nämlich die Tatsache, daß wir als Kinder unserer Eltern geboren werden, theologisch, d. h. von Gott her, verstehen, bedeutet dies eben, daß wir zusammen mit unserer individuellen Geschöpflichkeit auch die Geschöpflichkeit der Familie erkennen. Dann aber werden wir nicht mehr so leicht auf die Idee kommen, die Familie, auch nicht die, die wir selbst gründen, als unser eigenes Konstrukt anzusehen und dementsprechend über sie verfügen; - als Mitgeschöpf geachtet wird die Familie nicht als Wert behauptet, über den wir disponieren, noch als Laborator zum sozialen Experiment herabgewürdigt.

Freilich: Die Familie als eine Lebensform anzusehen, die uns gegeben ist, und in der wir uns vorfinden können, ist anstatt sie erfinden zu müssen, bedeutet nun keineswegs, sie als überzeitliche Ordnung zu verstehen, in und an der es für uns nichts zu tun gebe. Als Kon-Kreaturen sind diese Sozialformen eher wie der Garten und gehören zu den zeitlichen Gütern der Schöpfung, die die Welt den Menschen zu „bauen und bewahren“ aufgetragen ist und mithin zum sogenannten Kulturauftrag.

Der springende Punkt dabei, der immer wieder übersehen wird, ist dieser: Die theologische Tradition, von sozialen Lebensformen im Sinn von „Mitgeschöpfen“ zu reden, birgt mit der grundsätzlichen Bejahung dieser Familien einen ausgesprochen emanzipatorischen Charakter: Erst wenn wir in ihnen nämlich nicht zufällige Ergebnisse der Kulturgeschichte sehen, deren Verlauf uns nur eigene Normativität aufliegt, wie eine kritische Prüfung dessen möglich, wie wir in ihnen leben. Denn dann läßt sich der jeweilige gesellschaftliche Status quo einer solchen Lebensform wie der Familie immer wieder neu am Willen dessen überprüfen, der sie geschaffen hat. Denken wir etwa daran, wie Jesus die an Nützlichkeitsbegriffen orientierte Scheidungspraxis seiner Zeit mit dem Hinweis auf den ursprünglichen Schöpferwillen kritisierte, Mt 19, 7-9.

These 4: Der kirchlichen Sozialverkündigung ist es aufgegeben, sich an einem substantiellen Begriff der Familie (Mutter, Vater, Kinder) zu orientieren, der den organischen Zusammenhang mit der Ehe nicht als bloßen Hintergrund betrachtet. Einem solchen normativen Familienbegriff sich zu orientieren, schließt freilich gerade ein, daß die Leistungen, die etwa Alleinerziehende erbringen, volle Anerkennung und Unterstützung erfahren.

Mit der Würde der Familie ist die Frage verbunden, ob die Familie als eigene Form, als in sich stimmige Proportion, geachtet oder ob sie wiederum nur funktional bestimmt wird: von einer bestimmten Funktion her, von der dann gesagt werden kann, daß sie in verschiedenen Formen und Gestalten werden kann. Familie lebt in verschiedenen Formen“, heißt es in der Erklärung der Landessynode. „Das ist offensichtlich von der Absicht getragen, die oft bewunderten Leistungen, die in allerlei familienähnlichen Kontexten erbracht werden, nicht abzuwerten.“

Die Frage ist freilich, ob wir gut beraten sind, die in der Tat geforderte Anerkennung der Leistungen etwa von Alleinerziehenden um den Preis einer solchen funktionalen Reduzierung des Familienbegriffs zu ermöglichen, wenn die Familie überläßt, wo Kinder erziehen werden, wie es in der Erklärung definitiv heißt. Würde eine echte Würdigung der Leistungen von Alleinerziehenden nicht eher darin bestehen, anzuerkennen, daß sie diese Leistungen unter ungünstigen Bedingungen erbringen, wenn eben der Vater oder die Mutter fehlt? Es hilft den Betroffenen nicht, wenn wir diese Differenzen, die doch von ihnen selbst schmerzhaft verspürt werden, mit einem substantiell entleerten Familienbegriff eineben.

So weit haben wir uns mit der Frage beschäftigt: Was ist die Familie in theologischer Perspektive, was als sollen wir sie ansehen, wenn wir gewissermaßen einen Schritt höchstens über die Familie hinausgedankt und zur „Stimmigkeit“ individuellen Lebens als Funktionsgefüge oder als elementare Lebensform? Als Wert oder Würde?

Nun aber wenden wir unseren Blick gewissermaßen nach innen und fragen: Was charakterisiert die Familie in besonderer Weise? Worin ist ihre Würde als elementare Lebensform in ihren konkreten Lebensvollzügen ansichtig?

[Seitenanfang](#)

4. Die Würde der Familie als Tradierungsgemeinschaft

These 5: Nach innen betrachtet läßt sich die besondere Würde der Familie in ihrem Charakter als Tradierungsgemeinschaft erkennen - wo die elementaren Lebens- und Glaubensvollzüge an die nachfolgende Generation weitergereicht und diese in die elementaren Lebensformen eingewiesen werden. Diese Tradierungsaufgabe weist deshalb auf die Würde der Familie zurück, und nicht auf den „Wert“ (etwa für die Kirche oder die Gesellschaft), weil der Vorgang der Einweisung in die entsprechende Lebensform (zumal des Glaubens) so komplex ist, daß er nicht in einzelne Funktionen zerlegt werden kann. Vielmehr erwachsen die wesentlichen Lernvollzüge gerade aus dem Ineinandern der verschiedenen Lebensbewege in der Familie.

Wenn man soziologisch von der Familie als einer „Mehrzweck“-Institution gesprochen hat, so liegt der springende Punkt nicht darin, daß sie eine Mehrzahl von Aufgaben in sich versammelt, die sie dann recht oder schlecht im Einzelnen erfüllt. Das Charakteristische der familiären Gemeinschaft, für das das Griechische ein eigenes Wort für „Liebe“ - „storge“ - kennt, ist vielmehr, wie diese vielfältigen Aufgaben miteinander verknüpft werden und auf spargungelle und effektive Weise zusammengeführt werden.

Da wird nicht auf der einen Seite erziehen und auf der anderen Seite ein Zärtlichkeitsbedürfnis erfüllt; vielmehr macht erst, wie die Erziehung mit Zärtlichkeit durchsetzt ist, das Besondere elterlicher Erziehung aus. Da wird nicht einseitig ein materielles Bedürfnis gestillt und andererseits auch noch ein religiöses. Wenn beim Tischgebet für das Gebet ein Gebetgedanke und für die Armen gebetet wird, ist gerade die Vernetzung von Versorgungsleistung und religiöser Erziehung das Besondere. Die Reihung ließe sich fortsetzen.

Eben diese Verschränktheit von verschiedenen Lebensvollzügen ist im Stichwort von der Tradierungsgemeinschaft anvisiert. Denn das Weiterreichen von Lebenswissen und das Einweisen in Lebensformen - traditio - ist ein komplexer Vorgang, der nur in der familiären Vernetzung der verschiedenen Aufgaben und Beziehungen geschehen kann. Einzelse Ersatzagenturen können nur jeweils in einzelne Vollzüge einweisen: die biblischen Aussagen zur Familie in besonderer Weise, auch das Gebot, die Eltern zu ehren, ist vor diesem Hintergrund zu verstehen, wie die ihm beigefügte Verheißung deutlicher macht: „auf daß du dich lange lebst und es dir wohl ergehe auf Erden.“

Der Zusammenhang ist klar: Wenn Kinder ihre alten Eltern ehren, werden es ihre eigenen Kinder von ihnen abschauen, und darum wird es den Befolgern des Gebotes selbst gut gehen im Alter. Dieses Traditionsprinzip zielt freilich nicht allein auf die Versorgung. Es impliziert, daß die Eltern ein Leben lang für das Leben der Kinder sorgen, was voraus ist, wenn sie weitergeben. Für Israel sind das natürlich insbesondere die Geschichte Gottes, die es zu erzählen gilt, die Weisungen Gottes und die Grundvollzüge des Glaubens, die es weiterzureichen gilt.

Er gab ein Gesetz in Israel und gebot unseren Vätern, es ihre Kinder zu lehren, damit es die Nachkommen lernten, die Kinder, die noch geboren würden; sie sollten aufstehen und es auch ihren Kindern verkündigen, daß sie setzten auf Gott ihre Hoffnung und nicht von den Taten Gottes, sondern seine Gebote hielten“ (Ps 78, 2-4).

Von der besonderen Würde der Familie als Tradierungsgemeinschaft her wird auch verständlich, warum das Elterngebot in der Reihe der sogenannten Sozialgebote auf der zweiten Tafel des Dekalogus als erstes genannt ist. Warum hat Gott dieses Gebot „oben gesetzt“ wie Luther im Kleinen Katechismus formuliert? Es steht wohl darum den anderen nach, weil in der Lebensform, die es schützt, der Familie, eben das Gebot, was den Menschen ermöglicht, die anderen Gebote zu halten; wie das Lebensrecht des Nächsten gesichert wird, wie es zugehen kann, einen Menschen des anderen Geschlechts zu lieben, wie als Bürger zu leben (das Recht des anderen auf guten Leumund und faire Gerichtsverfahren zu achten), das Eigentum des Anderen zu achten, etc.

These 6: In der Perspektive reformatorischer Theologie ist Elternschaft selbst im qualifizierten Sinn als Beruf verstanden worden - als eine Lebensform, die auf den Ruf Gottes antwortet in der Bewährung des Glaubens im alltäglichen Leben. Will die Kirche heute mit dieser Erkenntnis Schritt halten, wird sie in ihrer Sozialverkündigung Mut machen, diesen Beruf auch wirklich anzuerkennen. So müßte dies Frage nach der Präsenz der Eltern in neuer Dringlichkeit gestellt werden und dürfte nicht in der gemeinsamen Forderung nach „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ aufgehen.

Für die Reformatoren war die Familie nicht einfach eine stumme Tatsache, die in man sich halt einfinden mußte, sofern man sie nicht besser meiden wollte. Gegen die mittelalterliche Tendenz, das familiäre Leben gegenüber einer höheren „geistlichen“ Berufung und zum klösterlichen Leben hin zu verdrängen, hat die reformatorische Theologie darauf gewiesen, daß die vocatio, daß die Berufung Gottes ebenso gut innerhalb der Familie geführt und gelebt werden kann.

Für diese Berufung kommen zwei Aspekte zusammen: ein natürlicher (vocatio interna) und einer, der durch das ausdrückliche Wort Gottes hinzukommt (vocatio externa). So läßt sich durchaus die bloße Tatsache, daß einem Paar ein Kind geboren ist, als Berufung zur Elternschaft hören.

Da dies freilich ein Stand ist, der von allerlei Anfechtungen heimgesucht wird, ist es ebenso wichtig, zu bedenken, daß die Berufung zur Elternschaft die explizite zu hören: das Wort der Verkündigung, das die Angefachteten gewiß macht: „Es ist gut und recht, als Eheleute und Eltern zu leben; bei aller Mühe und Last gefällt es doch Gott, dem Herrn“. Ihre höchste Würde verlangt diese Berufung, wie Luther in seiner Auslegung zu werden. Gebot im Großen Katechismus lautet dann darin, daß Eltern sich als „Stellvertreter Christi“ bei ihren Kindern verstehen dürfen: indem sie ihnen Heroldes des Evangeliums werden.

Weniges demnach also gute Gründe gibt, theologisch von der Elternschaft als „Beruf“ zu sprechen, müßte sich das nicht entschlossener in der Sozialverkündigung der Kirche niederschlagen, etwa in der klaren Ermutigung, diesen Beruf auch wirklich auszuüben?

Die geläufige Formel von der „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“, so richtig sie im Grundsatz ist, sollte dann freilich, wie mir scheint, nicht ohne jede Qualifizierung und Differenzierung übernommen werden, wie dies im Vorschlag der Synodenerklärung der Fall ist.

Denn einerseits sind diese Formel den Berufsgläubigen ja wieder einseitig auf die Seite der Erwerbsarbeit und versetzt die Familie auf der anderen Seite (als was eigentlich als ehrenamtliche Arbeit, nicht als Beruf, zu verstehen ist). Andererseits läßt sich der Verdacht nicht von der Hand weisen, daß diese Formel doch eher verschleierte, was Eltern und zumeist recht einseitig den Frauen als Dreifach-Bruterei zugemutet wird, wenn sie nun gewissermaßen zwei Berufe gleichzeitig ausüben und (als dritte Belastung) diese auch noch „vereinbaren“ müssen, sofern sie zu einem selbständigen Bestansanspruch kommen wollen.

Und drittens wird die Formel in ihrer generellen Lesart auch den Kindern nicht gerecht, sofern sie den ökonomischen oder ideologischen Druck widerspiegelt, der nicht selten beide Elternteile zu gleichzeitiger außerhäuslicher Erwerbsarbeit zwingt und den Kindern die elterliche Präsenz und die Aufmerksamkeit, die diese Formel von der „Vereinbarkeit“ wenn man sie nicht zwingend lebensgeschlechtlich differenziert, also eher eine Beschönigung für die doppelte Ausbeutung der Familien sein.

Sollte die Kirche gegenüber solchen Verschleierungen der „political correctness“ nicht vielmehr dem Mut aufbringen, entschlossen den Erziehungsauftrag in den Vordergrund zu stellen? Sollte sie nicht Eltern ermuntern, zumindest in den ersten Lebensjahren der Kinder für kontinuierliche Präsenz jeweils eines Elternteils zu sorgen? Sollte sie Eltern nicht dazu ermuntern, in der eigenen Lebens- und Karriereplanung dem Beruf der Elternschaft zumindest zeitweilig Priorität einzuräumen?

Müßte im Sinn der Würde der Familie nicht anstelle der allgemeinen Forderung von „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ dafür gesorgt werden, den Eltern eine selbständige Entscheidung über die Gestaltung und Gewichtung der jeweiligen Familie und ihres Büro zu ermöglichen, wie immer das dann zwischen den Partnern ausfällt? Hier sind die Forderungen an Staat, Gesellschaft und Kirche als Arbeitgeber, die Ausübung des Elternberufs nicht zu bestrafen wie bisher, sondern gesetzliche Leistungen und gesellschaftliche Anerkennung für Väter und Mütter auszubauen, sicherlich wichtig.

Allerdings darf dabei ein Sachverhalt nicht unterschätzt werden, der wiederum mit dem Charakter der Familie als Tradierungsgemeinschaft zusammenhängt: Die Ermutigung, sich dem familiären Leben und der Kindererziehung als einer Sache eigener Würde zu widmen, dürfen wohl nicht nur in dem Maße auf fruchtbaren Boden fallen, wie Frauen und Männern dies ohne gesetzliche und gesellschaftliche Nachteile ermöglicht wird. Inwiefern eine solche Ermutigung greifbar wird, hängt auch ganz wesentlich davon ab, ob Menschen etwas (erfahren) haben, das sich weitergeben lohnt.

Wenn es nichts Wesentliches zu tradieren gibt, dann ist nicht einsehbar, warum Eltern ihre Kinder selbst erziehen sollen. Dann kann die Aufgabe ebenso gut an Dritte delegiert werden: an Tagesmütter, au-pair, Kinderkrippen und so fort. Die Reduzierung der Familie zur bloßen Tradierungsgemeinschaft - auch in den Köpfen der Familien selbst - bezeichnet ihren unterschwelligen Verfallsfortschritt. Denn alles andere als die komplexe Tradierung von Lebenswissen und Lebensformen läßt sich ja auch anderweitig organisieren - und professioneller noch dazu. Auch die Erkenntnis, daß die Zunahme professionalisierter Ersatzleistungen für die Familien jeweils eines Elternteils ein Risiko ist, wird sich nicht neuem kein neues Tradierungsbewußtsein erzeugen.

These 7: Bei der Würde der Familie als Tradierungsgemeinschaft läßt das Augenmerk darauf fallen, daß diese Formel die Familie nicht unterschätzt werden, was ihre positiven Prospektive sind. Konkret müßte dies anstelle eines unspitzlichen „Ja zur Familie“ heißen: Alles, was die selbständige Würde der Familie in dieser Aufgabe fördert, von dem Grunde gesetzt (geschützten) Bestank von elterlichem Erziehungsrecht und elterlicher Erziehungsspflicht subsidiär besteht, verdient kirchliche Unterstützung; und dementsprechend gilt umgekehrt: Alles, was die Familie untergräbt - an ökonomischen, politischen, weltanschaulichen und individuellen Bedingungen -, mußte kirchliche Kritik oder Selbstkritik auf sich ziehen.

Hier müßten wir als Kirche in unseren eigenen familienbezogenen Verhalten und in unserer Einflußnahme auf öffentliche Meinung und staatliches Vorgehen wohl deutlicher unterscheiden: zwischen der notwendigen subsidiären Unterstützung der Familien (von Kindergarten bis zum Familienangestelltem) und solchen Maßnahmen, die eher dazu angetan sind, gewisse Aufgaben aus der Familie auszugliedern und dem Staat abzugeben. elterlicher Verantwortung oder der Verantwortung gegenüber den Eltern zu erleichtern. In einer solchen Lesart erscheint der Forderungskatalog im Wort der Synode weniger homogen als er gemeint sein dürfte.

Dies läßt sich etwa die Forderung nach beiden Ganztagschulen oder Kinderhorten so einfach mit der Betonung der Erziehungsaufgabe der Eltern als Kennzeichen der Würde der Familie harmonisieren? Wenn die Eltern die eigenen Würde der Familie ausüben heißt, daß die gleichen Aufmerksamkeit auf diejenigen Bezugsbereiche in Staat, Gesellschaft, Kirche zu richten, in denen die Würde der Familie zum Wert heruntergetreten zu werden droht: wenn ein Staatsapparat die Verantwortung für die Erziehung der Familien als Disziplinierungsanstalt braver Untertanen interessiert ist und dabei deren selbständige Tradierungspotentiale behindert, wie dies in totalitären Regimen immer wieder vorkommt; wenn eine Gesellschaft die Familie als Ferment und stabilisierendem Faktor benutzt und ihr gleichzeitig im Gewant des „gesellschaftlichen Wandels“ (Individualisierung, „Opportunistisierung“) die Lebensgrundlage entzieht. Davon war ja ausführlich die Rede.

Es läßt sich aber auch fragen, ob nicht auch die Kirche in der Gefahr steht, die Familie einer eigenen, kirchlichen Bevormundung zu unterziehen, anstatt sie als Tradierungsgemeinschaft zu unterstützen. Dann wäre folgende Erinnerung hilfreich: Zwar hat sich die Kirche schon zu apostolischer Zeit selbst als eine „familia“ höherer Art begriffen und den Untertanenanspruch der Herrschaftsfamilien über die Gläubigen gegenüber der weitigeren Loyalität zum Reich Gottes relativiert. So wie ja auch ihr Herr in einer für seine eigene Familie sicher herben Wendung davon gesprochen hatte, daß seine „wahren Verwandten“ diejenigen sind, die anderen Gebote zu halten; wie das Lebensrecht des Nächsten gesichert wird, wie es zugehen kann, einen Menschen des anderen Geschlechts zu lieben, wie als Bürger zu leben (das Recht des anderen auf guten Leumund und faire Gerichtsverfahren zu achten), das Eigentum des Anderen zu achten, etc.

Alternativ eine solche Ideologisierung der Familie gewöhnlich die Gegenreaktion einer neuen Abstraktion, wenn die Unterwerfung provoziert, schließt die von Luther benannte Wertschätzung der Familie als „heiliger Stand“ verdankt sich nicht einer lýrischen, sondern gerade der nüchternsten Einsicht in die familiäre Realität.

Vor Augen steht dem Reformator dabei, daß das Familienleben von einer Eigenart ist, die den Glauben geradezu „einzwängt“: Denn hier sehen wir uns in der frei gewährten Liebe der Eltern zu den Kindern und der Kinder zu den Eltern einseitig einer vorbereitenden Gnaderfahrung ausgesetzt; andererseits ist die bekannte chaotische Struktur des familiären Lebens mit seinen vielen Grenzerfahrungen dazu angetan, das wohl wesentliche Hindernis für den Glauben abzubauen: den Glauben an die Möglichkeit nämlich, das Leben selbst in der Hand zu halten. „Gibt es wirklich Eltern, die von sich sagen könnten, daß sie „gute Eltern“ sind? Wir zuhause jedenfalls scheitern schon an der einfachen Mahnung des Apostels: „Reizt eure Kinder nicht zum Zorn.“

Oder kann es in diesem Sinn „gute Kinder“ geben? Im Familienleben gibt es offensichtlich keine „Könner“. In keiner anderen Lebensform ist die Angelegenheit auf Vergabung, Hilfe und Gnade so deutlich in die Alltags Erfahrung eingeschrieben. Einen messbaren „Wert“ hat nicht was aber könnte die Würde des familiären Lebens tiefer kennen als dieses Aufgeschlossenheit für Gottes Gnade?